Kirchenvisitation und kirchlicher Buchbesitz

Ein historisches Fallbeispiel, seine theologischen Hintergründe und Schlussfolgerungen für die Zukunft¹

Johann Anselm Steiger

1. Vorbemerkungen

Nicht nur infolge der vieldiskutierten Buchverkäufe der Nordelbischen Kirchenbibliothek² – hier von „Altbestandsentwicklung“³ zu sprechen, ist nicht nur euphemistisch, sondern auch sarkastisch – ist das kirchliche Bibliothekswesen ins Gerede gekommen. Sucht man nach Optionen im Hinblick auf die Zukunft der kirchlichen Bibliotheken, dann ist es sinnvoll, sich einen Blick in die Historie des hiermit verbundenen Problemfeldes zu gönnen. Denn erst aus solcher Distanz heraus kann in historischer wie theologischer Verantwortung gleichermaßen nach gangbaren Wegen überhaupt erst gesucht werden.

¹ Vortrag, gehalten im Rahmen des Kolloquiums „Geld oder Buch? – Zur Zukunft historischer Bibliotheksbestände“ der EKD in Verbindung mit dem Verband kirchlich-wissenschaftlicher Bibliotheken, der Arbeitsgemeinschaft katholisch-theologischer Bibliotheken und der Niedersächsischen Landesbibliothek am 28. April 2003 in Hannover

² Vgl. Klaus Graf: Selbstherrlich, geschichtsvergessen. Ein fatales Signal: Die Verkäufe von historischen Buchbeständen der evangelischen Kirche. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 5.7.2002, S. 37. Leserbrief von Wolfgang Sommer. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 6.8.2002, S. 8. J.A. Steiger: Eine Sammlung wird zerschlagen. Die Nordelbische Kirche ist wegen ihres Umgangs mit geistigem Erbe in die Kritik geraten. In: Rheinischer Merkur 57 (2002), Nr. 34 [22.8.2002], S. 27. Ders.: Leserbrief. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 23.8.2002, S. 38. Ders.: Historische Kirchenbibliotheken in Not. Die Verstümmelung der Nordelbischen Kirchenbibliothek, die Breitenberger Predigerbibliothek und die Notwendigkeit eines umfassenden Zukunftskonzeptes. In: Deutsches Pfarrerberblatt 102 (2002), S. 499–504.

³ Joachim Stüben: De quantitate et qualitate librorum oder Über die jüngste Altbestandsentwicklung in der Nordelbischen Kirchenbibliothek (1990–2002) und die Nöte umfänglicher Bücherbewahrung. In: Auskunft. Zeitschrift für Bibliotheken, Archiv und Information in Norddeutschland 23 (2003), S. 12–56.

2. Kirchenordnendes Handeln und Visitation: Johann Gerhard als historisches Fallbeispiel

2.1. Die Situation

Johann Gerhard (1582–1637)⁴, nicht zu verwechseln mit Paul Gerhardt, darf als der bedeutendste lutherische Theologe der nachreformatorischen Epoche angesehen werden. Bevor Gerhard als akademischer Lehrer wirkte, war er als kirchenleitender Theologe tätig. Er trat am 24.8.1606 sein Amt als Superintendent in Heldburg an⁵. Sein Landesherr Johann Casimir von Coburg-Gotha beauftragte Gerhard im Jahre 1610, eine Visitation der Ephorie Heldburg durchzuführen⁶. Drei Jahre später folgte die General-Visitation des gesamten Herzogtums. Im Zuständigkeitsbereich Gerhards waren unterschiedliche Kirchenordnungen gültig: Die Braunschweigische, die Veit-Dietrich-Agende, die Mecklenburgische u. v. a. Insofern nimmt es nicht wunder, dass der Landesherr, an einer Vereinheitlichung interessiert, Gerhard die Aufgabe zudachte, eine landesspezifische Kirchenordnung auszuarbeiten. Gerhard tat dies, indem er zwei Kirchenordnungen zugrunde legte, die – neben den bereits genannten – in einigen Territorien des Herzogtums Gültigkeit hatten: Die sog. Herzog-Heinrich-Agende (1539)⁷ und die (viel umfanglichere) Kirchenordnung des Kurfürsten August (1580)⁸. Diese beiden Vorlagen schnitt Gerhard auf die landesspezifischen

⁴ Vgl. Jörg Baur: Die Leuchte Thüringens Johann Gerhard (1582–1637). Zeitgerechte Rechtgläubigkeit im Schatten des Dreißigjährigen Krieges. In: Ders.: Luther und seine klassischen Erben. Theologische Aufsätze und Forschungen, Tübingen 1993, S. 335–356. Ders.: Johann Gerhard. In: Gestalten der Kirchengeschichte, hrsg. von Martin Greschat, Bd. 7, Orthodoxie und Pietismus, Stuttgart u.a. 1982, S. 99–119. J. A. Steiger: Johann Gerhard (1582–1637). Studien zu Theologie und Frömmigkeit des Kirchenvaters der lutherischen Orthodoxie (*Doctrina et Pietas* I,1), Stuttgart-Bad Cannstatt 1997.

⁵ Vgl. Erdmann Rudolf Fischer: VITA IOANNIS GERHARDI [...], Leipzig 1723 (HAB Wolfenbüttel Db 1525), S. 54.

⁶ Die diesbezüglich einschlägigen Akten sind zu finden in: Forschungsbibliothek Gotha Chart. A 634. Vgl. Georg Carl Bernhard Berbig: D. Johann Gerhards Visitationswerk in Thüringen und Franken, Gotha 1896, S. 5. Vgl. zum Zusammenhang meinen Aufsatz, an den das hier Dargelegte anschließt: J. A. Steiger: Kirchenordnung, Visitation und Alltag. Johann Gerhard (1582–1637) als Visitor und kirchenordnender Theologe. In: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 55 (2003), S. 227–252.

⁷ Vgl. Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts, hrsg. von Emil Sehling. Erste Abtheilung: Sachsen und Thüringen, nebst angrenzenden Gebieten, Leipzig 1902, hier I, 1, S. 264–281.

⁸ Vgl. Kirchenordnungen (wie Anm. 6) I, 1, S. 359–457.

Gegebenheiten und Erfordernisse zu. Es darf als gesichert gelten, dass Gerhard die Ausarbeitung seiner Kirchenordnung, der sog. Casimiriana⁹, abgeschlossen hatte, bevor er 1616 dem Ruf auf eine Professur an die Universität Jena folgte. Warum Johann Casimir indes die Kirchenordnung erst im Jahre 1626 veröffentlichen und in Kraft treten ließ, ist bislang ungeklärt¹⁰.

Gerhard hat die ihm aufgetragenen Visitationen nicht nur geleitet, sondern auch detaillierte Berichte über die einzelnen Gemeinden eigenhändig abgefasst. Die Einzelberichte werden durchweg eröffnet mit einem kurzen biographischen Abriss zum jeweiligen pastor loci. Schon hieran zeigt sich der hohe Quellenwert dieser Visitationsprotokolle: Hier sind Daten greifbar, die häufig nicht einmal in den gängigen Pfarrerbüchern zugänglich sind. Nicht selten stellen Visitationsakten gar die einzige biographische Quelle dar, insbesondere dann, wenn keine gedruckte Leichenpredigt auf den betr. Pfarrer vorliegt, was bezüglich der Mehrzahl der Geistlichen (nicht nur auf dem Lande) der Normalfall ist. Leichenpredigten drucken zu lassen, war ein höchst kostspieliges Unterfangen und war darum - von Ausnahmen abgesehen - nur üblich, wenn es sich bei dem Verstorbenen um den Träger eines höheren kirchlichen Amtes handelte. Jedenfalls: Die Informationsdichte von Pfarrerbüchern könnte durch die Berücksichtigung von Visitationsakten wesentlich erhöht werden, wobei natürlich ein erheblich größerer Arbeitsaufwand in Kauf genommen werden müsste.

⁹ Ordnung Wie es in deß Durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten und Herrn Herrn JOHANN CASIMIRI Herzogen zu Sachsen, Gülich, Cleve vnd Berg, Landgraven in Thüringen, Marggraven zu Meissen, Graven zu der Marck vnd Ravensburgk, herrn zu Ravenstein etc. Fürstenthumb vnd Landen, Orts Francken vnd Thüringen, in den Kirchen, mit Lehr, Ceremonien, Visitationen vnd was solchen mehr anhängig, Dann im Fürstlichen Consistorio, mit denen verbotenen gradibus in Ehesachen vnd sonsten, auch im Fürstlichen Gymnasio, so wol Land: vnd Particular Schulen, gehalten werden solle, Coburg 1626 (HAB Wolfenbüttel S 485 Helmst. 2°). Vgl. *Bibliographia Gerhardina 1601–2002*. Verzeichnis der Druckschriften Johann Gerhards (1582–1637) sowie ihrer Neuausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen, bearb. und hrsg. von J. A. Steiger unter Mitwirkung von Peter Fiers (*Doctrina et Pietas* I,9), Stuttgart-Bad Cannstatt 2003, Nr. 412. Vgl. Georg Carl Bernhard Berbig: Zur Composition der Casimirianischen Kirchenordnung v. J. 1626. In: *Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht* 6 (1896/97), S. 176–190. Rudolf Herrmann: *Thüringische Kirchengeschichte*, 2 Bde., Jena bzw. Weimar 1937/1947, Reprint, hrsg. von Ernst Koch, Waltrop 2000, hier II, S. 194f.

¹⁰ Vgl. Martin Honecker: *Cura religionis Magistratus Christiani*. Studien zum Kirchenrecht im Luthertum des 17. Jahrhunderts, insbesondere bei Johann Gerhard (*Jus Ecclesiasticum* 7), München 1969, S. 44.

2.2. Ein Greis im Pfarramt und eine poimenische Notsituation

Bei der Visitation der Gemeinde in Hellingen begegnet Gerhard – so unterrichten uns die Akten¹¹ – am 18.12.1610 einem 80-jährigen Pfarrer namens Petrus Müller. Müller, so wird berichtet, hat in Wittenberg studiert¹², war sodann zwei Jahre lang an der Fürstenschule in Schulpforta als Lehrer tätig und danach als Pfarrer in Rothhausen. In Hellingen konnte der 80-Jährige auf eine Amtszeit von nicht weniger als 45 Jahren zurückblicken, hatte also – die Studienzeit nicht angerechnet – eine Dienstzeit von knapp 50 Jahren hinter sich. Hierin und in dem weiteren Bericht offenbaren sich sowohl sozialgeschichtlich als auch kirchlich-alltagsgeschichtlich bedeutsame Fakten: Trotz vergleichsweise geringer Lebenserwartung entpuppte sich die Tatsache, dass es keinerlei geregelte Altersversorgung und deswegen auch keine im Alter begrenzte Arbeitszeit gab, nicht selten als ein sowohl soziales als auch seelsorgliches Problem. Die Pfarrer arbeiteten meist so lange, bis sie buchstäblich tot umfielen. Nicht besser hatten es im übrigen die Pfarrerswitwen. Ein halbes Jahr lang stand ihnen laut Casimiriana die Hälfte der Bezüge des verstorbenen Pfarrers und die Pfarrwohnung zu¹³. Weitergehende Ansprüche bestanden nicht.

Müllers Fall zeigt exemplarisch die Problematik, die daraus resultierte, dass es keine Begrenzung der Lebensarbeitszeit gab. Müller ist – so berichtet Gerhard – zu schwach, Krankenbesuche zu machen, kann die Leichenzüge, insbesondere im Winter, wenn alles vereist ist, nicht mehr begleiten, sein schwindendes Gedächtnis erschwert ihm zudem das Predigen erheblich. Gleichwohl predigt Müller, wie dies in diesem Territorium auf den Dörfern üblich war, noch dreimal pro Woche. Sonntag morgens das evangelium proprium, mittags den Katechismus und freitags die Episteln. Hierbei geht Müller keineswegs – wie dies einige seiner wesentlich jüngeren Kollegen taten – den Weg des geringsten Widerstandes, liest also nicht einfach Predigten aus Postillen ab. Die Kraft jedoch reicht – heutige Homiletiker dürften z. T. wahre Freude verspüren – nur für ca. 15-minütige Predigten. Dass derart kurze Predigten jedoch nicht unbedingt höhere Aufmerksamkeit und Disziplin auf seiten der Hörer nach sich ziehen, zeigt der Umstand, dass Gerhard in seinem Bericht (wie bei vielen anderen Gemeinden) notieren muss: „Dass außlauffen auß der kirchen ist gar gemein“ und geradezu resignativ hinzusetzt: „wan schon der pfarrer gar kurtz predigett, hilfft kein

¹¹ Akten (wie Anm. 5), fol. 35r.

¹² Ein entsprechender Eintrag in die Matrikel ist nicht zu finden. Vgl. Album Academiae Vitebergensis. Ältere Reihe in 3 Bänden 1502–1602, hrsg. von Karl Eduard Förstemann u. a., Bd. 1: 1502–1560, hrsg. von Karl Eduard Förstemann, Halle/S. 1894 (Reprint Aalen 1976).

¹³ Vgl. Ordnung (wie Anm. 8), S. 212.

straffen, noch vermahnen“¹⁴. Doch nicht nur die Gottesdienste und mithin die cura animarum generalis, sondern auch die cura animarum specialis hatte in Hellingen unter den genannten Umständen zu leiden. Müller besucht die Kranken nicht mehr, und diejenigen, die bei ihm vorstellig werden, um Trost und Stärkung zu erfahren, finden nicht, was sie suchen: „kan die angefochtenen nicht mehr trösten“. Kurz: In Hellingen herrscht ein poimenisches Vakuum, und der Seelsorger ist selbst zum der Seelsorge bedürftigen Fall geworden. Hierauf reagierend, wird der Visitor ihm zum Seelsorger und signalisiert dem Generalsuperintendenten, dass dringender Handlungsbedarf besteht: „ist vonnöten dass eine enderung getroffen werde“¹⁵.

2.3. Theologische Kompetenz und Weiterbildung im Pfarramt

Besondere Beachtung verdient der Umstand, dass es Gerhard als Visitor darum zu tun war, genaues Augenmerk auf die theologische Kompetenz der Pfarrer zu richten. Hierzu gehört auch, dass er sich ein genaues Bild darüber zu verschaffen suchte, ob und wie sich die Pfarrer durch Selbststudium weiterbildeten. Auffällig ist hierbei, dass Gerhard recht vielen Pfarrern bescheinigt, diesbezüglich das wünschenswerte Engagement zu zeigen. So gibt Gerhard die Information zu den Akten, dass der Pfarrer zu Gellershausen Caspar Lieb in Jena eine höchst fundierte Ausbildung erfahren hat, nicht nur den nötigen Fleiß bezüglich des intensiven Studiums biblischer Texte aufwendet, sondern hierbei auch die Kommentarliteratur zu Rate zieht. Obendrein besitze er eine gute Bibliothek und beschäftige sich nicht nur mit den Schriften des Wittenberger Reformators, sondern auch mit denjenigen Johannes Brenz'. „Seine predigten vorrichtett er mitt vleiß vndt eyver, redet starck vndt vernehmlich, elaboriert sie, adhibiert Interpretes probatos, sonderlich D. Lutherum vndt Brentium, hatt eine schöne Bibliothec von vielen nützlichen Büchern, hatt in concionando gute gaben, in examine doctrinae ist er richtig befunden, hatt gründliche antwortt in articulis fidei gegeben, kan dieselbe mitt gutem grund auß Gottes wortt fuhren vndt wider die adversarios vertheidigen, lieset Scripta Lutheri mitt vleiß“¹⁶. Wirklich faule Pfarrer hat es offenbar in der Ephorie Heldburg eher selten gegeben, und auch die Unart, Predigten nicht selbst zu konzipieren, sondern aus Postillen abzulesen¹⁷, war keineswegs landläufig. Über den Breitenauer

¹⁴ Akten (wie Anm. 5), fol. 36r.

¹⁵ Akten (wie Anm. 5), fol. 37r.

¹⁶ Akten (wie Anm. 5), fol. 73r. Vgl. auch fol. 77r.

¹⁷ Über Johannes Müller, Pfarrer in Breitenau, z. B. heißt es: „Es befindet sich auß allen Vmbständen, das er nicht allzeit vleißig studiere auf seine predigten, braucht nur eine postill“ (Akten [wie Anm. 5], fol. 53v).

Pfarrer allerdings heißt es: „hatt voren Jahrs des Mentzelij¹⁸ postill, diß Jahr des Nicandrj¹⁹ gebrauchet“²⁰. Hieran wird deutlich, aus welcher Motivation heraus die Visitatoren laut der Casimiriana, aber auch schon der Kirchenordnung Kurfürst Augusts gehalten waren, sich die Predigtkonzepte der Pfarrer vorlegen zu lassen²¹. Diesen speziellen Fall betreffend schafft Gerhard Abhilfe, indem er mit Blick auf die nächste Visitation zu den Akten gibt: „ist nötig, das er in kunfftig gehöret werde, wie er predige“²².

Gerhard als Visitor ging es im Zuge der Überprüfung der Studentätigkeit der Pfarrer jedoch nicht nur um eine Qualitätssicherung im Hinblick auf die pfarramtliche Tätigkeit. Vielmehr war es auch sein Ziel, der übergeordneten Behörde, dem Konsistorium, zu signalisieren, welche Pfarrer geeignet sind, in Zukunft mit höhergestellten Ämtern und Aufgaben betraut zu werden. Superintendent Gerhard, der zu diesem Zeitpunkt selbst erst 28 Jahre alt und damit jünger als die meisten von ihm visitierten Pfarrer war, rekrutiert Nachwuchs für die höheren Ämter.

Hinzu kommt jedoch ein weiterer Aspekt, der sich allerdings erst konturiert, wenn man die von Gerhard bearbeitete Kirchenordnung mit den Visitationsprotokollen synoptisch liest. Zu den Aufgaben der Visitatoren gehörte es laut der Visitationsinstruktion sowohl der Casimiriana als auch der Kirchenordnung Kurfürst Augusts, den Pfarrern, die sich nicht aus eigenem Antrieb weiterbilden, auf die Sprünge zu helfen – und zwar durch Hausaufgaben. Studierunwilligen bzw. in dieser Hinsicht nachlässigen Geistlichen sollen die Visitatoren auferlegen, im Verlaufe eines Jahres ein durch den Superintendenten festzulegendes biblisches Buch gründlich zu studieren und zudem ein oder zwei theologische Loci durchzuarbeiten. Im Rahmen der nächstjährigen Visitation soll der Erfolg dieser Studentätigkeit abgeprüft werden²³.

Hieran zeigt sich zweierlei: 1. Die reformatorische Hochschätzung der Heiligen Schrift als Ausgangs- und Zielpunkt allen theologischen Tuns hatte konkrete Auswirkungen im Hinblick auf die Praxis, auch bezüglich der Visitationsordnungen und -praktiken. 2. Deutlich wird zudem, wie eng

¹⁸ Hieronymus Mencilius: Postilla, das ist Außlegung der Evangelien, so auff die Sontage, Haupt und andern Fest durchs gantze Jahr in der Christlichen Kirchen gelesen werden. Fürnemlich auß Gottes Wort, und D. Luthers Schrifften zusammen getragen, 3 Teile, Leipzig 1596 (HAB Wolfenbüttel 388.2 Theol. 2°). Die erste Auflage dieser Predigtsammlung erschien in Eisleben 1583f.

¹⁹ Paul Nicander: Postilla Das ist / Außlegung aller Euangelien [...], 3 Teile, Leipzig 1600 (ULB Halle AB 180325 [1–3]).

²⁰ Akten (wie Anm. 5), fol. 51r.

²¹ Vgl. Ordnung (wie Anm. 8), S. 238f.

²² Akten (wie Anm. 5), fol. 51r.

²³ Vgl. Ordnung (wie Anm. 8), S. 239.

miteinander verzahnt die orthodoxen Studienordnungen auf der einen und die Visitationsinstruktionen auf der anderen Seite sind. Gerhard selbst hat kurz nach Beginn seiner Tätigkeit als akademischer Lehrer in Jena eine Studienanleitung mit dem Titel „Methodus Studii Theologici“ (1620)²⁴ veröffentlicht, die auf eine 1617 gehaltene Einleitungs-Vorlesung zurückgeht. Gerhards „Methodus“ enthält einen knappen Abriss über Zielsetzung, Methodik und Stoff des Theologiestudiums. Im Vordergrund steht hier die Trias von oratio, meditatio und tentatio²⁵, die Gerhard von Luther²⁶ übernimmt. Die theologische Existenz ist nach orthodoxer Auffassung von Anfang bis Ende eine lectio continua biblischer Texte und deswegen auch tentatio perpetua. Die tentatio ist hierbei nicht ein unerwünschter Störfaktor. Vielmehr ist die Anfechtung als Entfremdung von Gott die Motivation für das theologische Studium. Denn erst die tentatio vermag es, abständiges Formelwissen aus seiner Abstraktion herauszuholen und zu einem angeeigneten Wissen werden zu lassen, das darum angeeignet ist, weil es erlitten ist: *máthos* und *páthos* gehören zusammen. Erst die Beschäftigung mit dem göttlichen Wort bringt die Anfechtung, und nur die Anfechtung lehrt auf das Wort Gottes merken (Jes 28,19). Die Bibel liest nur derjenige im eigentlichen Sinne, der sie als Angefochtener um des Trostes willen liest und die efficacia consolatoria der Schrift an sich selbst zur Wirkung kommen spürt. Insofern handelt es sich bei der Trias von oratio, meditatio, tentatio um eine Kreisbewegung²⁷. Dieser Zyklus kann nicht zum Stillstand kommen, weil es 1. zur Wesensbestimmung des Glaubens gehört, stets angefochten zu sein, und 2. die Begegnung mit dem verbum Dei die tentatio einerseits hervorruft, die Schrift aber zugleich den einzig effizienten geistlichen Trostgrund darstellt.

Die tentatio also sorgt dafür, dass der Glaubende immer neu nach Trost sucht, ja immer wieder von vorne anfängt, bzw., um mit Luther zu sprechen: täglich unter die Taufe kriecht. Die Anfechtung gewährleistet somit, dass der Glaube lebendig bleibt. Damit dies gelingt jedoch, ist es unabdingbar, dass der Christenmensch gleichsam zwischen Bibellektüre und Bibellektüre oszilliert – zwischen derjenigen, die ihm Anfechtung bringt und derjenigen,

²⁴ Johann Gerhard: METHODUS STUDII THEOLOGICI, Publicis praelectionibus in Academia Jenensi Anno 1617 exposita [...], Jena 1620 (HAB Wolfenbüttel 919. 157 Theol. [2]).

²⁵ Gerhard: Methodus (wie Anm. 23), S. 13.

²⁶ Vgl. Martin Luther: Werke, Weimar 1883ff (fortan zit. Luther, WA), hier Luther, WA 50,659,4. Vgl. Oswald Bayer: Oratio, Meditatio, Tentatio. Eine Besinnung auf Luthers Theologieverständnis. In: Luther-Jahrbuch 55 (1988), S. 7–59.

²⁷ Ambrosius Reuden: Jsagoge Biblica BIBLIORUM SACRORUM COMPLECTENS VOCABULUM, DEFINITIONEM, CAUSAS, EFFECTUM, Subjecta, Adjuncta, & commendationem, certitudinem, rationem docendi & discendi, atque Pugnancia, Hamburg 1601 (HAB Wolfenbüttel 652.2 Th. [2]), fol. S 8r.

die *tentatio* überwindet, indem sie *Trost* spendet. Dies sind die hermeneutischen und fundamentaltheologischen Voraussetzungen dafür, dass Gerhard sowohl in seiner Studien- als auch in seiner Kirchenordnung derart stark auf die Bibellektüre dringt.

Umgekehrt aber dürften sich auch die Erfahrungen, die Gerhard als Kirchenvisitator gesammelt hat, auf seine Studienordnung ausgewirkt haben. Darum stellt Gerhard seinen Studenten gegenüber von Anfang an klar, dass das Bibelstudium nicht als mit dem akademischen Studium abgeschlossen angesehen werden darf, sondern als Lebensaufgabe begriffen werden muss. Bibelkunde ist demnach kein Fach, das einmal abgeprüft wird und dann erledigt ist. Vielmehr bestimmen sowohl die kursorische Bibellektüre als auch die eingehende exegetische Analyse der biblischen Texte nicht nur das ganze Studium, sondern die gesamte Amtstätigkeit eines Pfarrers.

2.4. Pfarr- und Kirchenbibliotheken

Im engen Zusammenhang mit der anzuregenden Studientätigkeit der Pfarrer steht auch ein weiteres spezielles Augenmerk, das Gerhards Visitationspraxis mitbestimmt. Er achtet genau darauf, welche Bücher ein Pfarrer sein eigen nennt. Gerhard selbst war bekanntermaßen ein Büchernarr. Im Dezember 1603, als Gerhard 21-jährig schwerkrank zu sterben fürchtete, verfasste er ein Testament²⁸. In ihm bittet er seine Mutter für den Fall seines Ablebens, die angehäuften Bücherschulden durch den Verkauf seiner Bibliothek zu tilgen²⁹. Gerhard überlebte und baute seine Sammlung unter Aufwendung exorbitanter finanzieller Mittel zu einer stattlichen Gelehrtenbibliothek aus. Sein Sohn Johann Ernst Gerhard komplettierte diese und machte sie im Jenenser Kollegiengebäude freihand zugänglich. Die *Bibliotheca Gerhardina*³⁰ war ungefähr halb so umfangreich wie die Universitätsbibliothek Jena und zudem die modernere Institution. Die *Gerhardina* war nämlich eine Leihbibliothek und damit ihrer Zeit weit voraus. Die Bände waren freihand aufgestellt und konnten entliehen werden. In der Universitätsbibliothek dagegen waren die Bücher an Pulte und Bücherräder angekettet und konnten nur vor Ort benutzt werden.

²⁸ Edition mit Kommentar in: Steiger, Johann Gerhard (wie Anm. 3), S. 159–227.

²⁹ Ebd., S. 170.

³⁰ Vgl. *Bibliotheca Gerhardina. Rekonstruktion der Gelehrten- und Leihbibliothek Johann Gerhards (1582–1637) und seines Sohnes Johann Ernst Gerhard (1621–1668)*, hrsg. von J.A. Steiger, bearb. von Alexander Bitzel, Volker Hartmann, Ralf Georg Bogner, Christian Herrmann und J.A. Steiger, 2 Bde. (*Doctrina et Pietas* I,11), Stuttgart-Bad Cannstatt 2002. Vgl. weiter Helmut Claus: *Bibliotheca Gerhardina. Eigenart und Schicksal einer thüringischen Gelehrtenbibliothek des 17. Jahrhunderts* (Veröffentlichungen der Landesbibliothek Gotha 12), Gotha 1968.

Kein Wunder also, dass Gerhard nicht zuletzt aufgrund seiner eigenen Neigung die Pfarrbibliotheken genau inspizierte. Doch verfolgte er hiermit weit mehr als Liebhaberei. Das erkenntnisleitende Interesse hierbei war keineswegs primär dasjenige der Zensur, wenngleich natürlich auch in Erfahrung gebracht werden sollte, ob sich die zeitgenössischen Heterodoxien wie Weigelianismus, Sozinianismus und Schwenckfeldianismus bereits eingeschlichen hatten. Anlass zu diesbezüglichen Klagen indes scheint es in den von Gerhard im Jahre 1610 visitierten Gemeinden nicht gegeben zu haben. In erster Linie aber war es Gerhard bei der Inspektion der Bibliotheken darum zu tun, zu beobachten, ob die Buchbestände im Studierzimmer der Pfarrer die wünschenswerten Rahmenbedingungen für die Amtstätigkeit, das Schriftstudium und die Fortbildung bieten oder nicht. Auch diesbezüglich fällt auf, dass sich Gerhards praktische Tätigkeit als Kirchenmann später in dessen akademische Studienberatung hinein verlängert. In seiner „Methodus“ verhilft Gerhard seinen Studenten dazu, sich einen Überblick über die zu Beginn des 17. Jahrhunderts nachgerade explodierende Buchproduktion zu verschaffen, indem er ihnen die für das Studium notwendigsten Standardwerke auflistet. Damit unterbreitet Gerhard zugleich Anschaffungsvorschläge und beeinflusst so den Bestandsaufbau der künftigen Pfarrbibliotheken. Salomo Glassius und andere Verfasser von Isagogen ins Studium der Theologie taten ähnliches³¹. Vergessen werden darf hierbei nicht, dass Bücher zu Beginn des 17. Jahrhunderts schwer erschwingliche Kostbarkeiten waren und die Besoldung der Pfarrer in der Frühen Neuzeit gering, zuweilen gar ärmlich war. Verglichen mit der Preisgestaltung der Verlagsbuchhändler des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts nehmen sich die heute für theologische Fachbücher geforderten Summen, selbst der teuersten Anbieter, geradezu spottbillig aus.

Darum hat Gerhard seinen Studierenden Ratschläge gegeben, wie – auch und vor allem im Hinblick auf die künftige Amtstätigkeit – eine effiziente Nutzung der während des Studiums zugänglichen Bibliotheken aussehen könnte. Gerhard rät seinen Studenten, sich für die exegetische Arbeit Exzerptbücher anzulegen³². Diese Bücher sollen für jedes Kapitel der Bibel

³¹ Vgl. J.A. Steiger: Die Rezeption der rabbinischen Tradition im Luthertum (Johann Gerhard, Salomo Glassius u. a.) und im Theologiestudium des 17. Jahrhunderts. Mit einer Edition des universitären Studienplanes von Glassius und einer Bibliographie der von ihm konzipierten Studentenbibliothek. In: Das Berliner Modell der Mittleren Deutschen Literatur. Beiträge zur Tagung Kloster Zinna 29.09.–01.10.1997, hrsg. von Christiane Caemmerer u. a. (Chloe 33), Amsterdam 2000, S. 191–252.

³² Zu Gerhards eigenen Einschreibebüchern vgl. J.A. Steiger: Johann Gerhards biblische Exzerptbücher. Zwei Autographen-Funde und die Suche nach mehr. In: Zeitschrift für Kirchengeschichte 110 (1999), S. 247–250.

einige Seiten vorsehen. So habe man die Möglichkeit, während der Lektüre der Heiligen Schrift, aber auch der Kirchenväter und anderer Autoren Notizen zu machen³³. Auf diese Weise sei gewährleistet, dass mit der Zeit ein Schatz biblisch-theologischer Lesefrüchte entsteht, ein „eruditionis Theologicae thesaurus“³⁴, der sowohl für das Theologiestudium als auch für die künftige Tätigkeit reiches Material zu bieten im Stande sei. Dieser Thesaurus soll nicht nur im Studium, sondern „per totam hominis vitam“³⁵ erweitert werden. Auch Gerhards Lehrer Leonhart Hütter empfiehlt seinen Studenten, sich Exzerptbücher anzulegen – drei an der Zahl: In das erste sollen Kernstellen der Schrift eingetragen werden, die zur Begründung der Glaubensartikel und zur Tröstung angefochtener Gewissen dienlich sind. Im zweiten sollen Skopoi und Summarien der einzelnen Kapitel der Bibel und andere Lesefrüchte aufgezeichnet werden, während das dritte Exzerptbuch loci communes enthalten soll. Somit entstehe mit der Zeit eine portable Bibliothek, die es erlaubt, auch dann seine Amtspflichten wahrzunehmen, wenn man unterwegs ist oder aus anderen Gründen keine Bibliothek zur Hand hat³⁶.

Ein welch hohes Gut Buchsammlungen in der Frühen Neuzeit darstellten, zeigt sich auch an Folgendem. Gerhard macht sich als Visitator Sorgen um Erhaltung und künftiges Schicksal der reich bestückten Pfarrbibliothek des eingangs erwähnten Pfarrers Müller. Da dessen Kinder keine akademische Ausbildung absolvierten, müsse dafür Sorge getragen werden, dass Müllers Bücherschatz nach dessen Tod nicht „liederlich vertragen“³⁷, also entweder entwendet wird oder durch Verkauf verloren geht. Über das Geschick der Müllerschen Bibliothek ist Näheres wohl kaum mehr in Erfahrung zu bringen. Deutlich aber ist, dass Gerhard das Konsistorium durch seine Aktennotiz offenbar dazu bewegen wollte, sich dieser Angelegenheit anzunehmen, vielleicht auch zu erwirken, dass Müller sich testamentarisch dazu verpflichten möge, seinen Buchbesitz einer Kirchenbibliothek zu stiften. Dass Pfarrer ihrer Gemeinde ihre Buchschätze als Stiftung oder Schenkung überließen, war keine Seltenheit. Viele heute noch existierende Kirchenbibliotheken wurden auf diese Weise ins Leben

³³ Gerhard: Methodus (wie Anm. 23), S. 158.

³⁴ Ebd., S. 159.

³⁵ Ebd.

³⁶ Vgl. Leonhart Hütter: Consilium LEONHARTI HÜTTERI [...] De Studio Theologico rectè inchoando feliciterque continuando. In: Johann Hülsemann, METHODUS CONCIONANDI, auctior edita. Cui accesserunt Ejusdem Autoris METHODUS STUDII THEOLOGICI, in privatum quorundam usum conscripta [...], Wittenberg 1638 (HAB Wolfenbüttel 919. 95 Th. [1]), S. 338–359, hier S. 340–343.

³⁷ Akten (wie Anm. 5), fol. 35r.

gerufen. Häufig schuf die Schenkung einer Pfarrbibliothek die für den weiteren Bestandsaufbau nötige Grundlage³⁸.

Die im Rahmen von Visitationen zu beachtende Sorgfaltspflicht bezüglich des Bibliothekswesens dokumentiert sich jedoch auch in einer anderen Hinsicht. Aufgabe der Visitatoren war es, nicht nur die wirtschaftlich-finanzielle Situation der Gemeinden zu überprüfen und um willen der Bestandswahrung darüber zu wachen, dass die Finanzverwaltung korrekt abgewickelt und genaue Verzeichnisse über den Besitz der Gemeinden geführt werden. In Franken war dies besonders nötig. Der fränkische Adel, der der Einführung der Reformation recht lange ablehnend gegenüberstand, hatte sich mehrfach aus den Kirchengütern bereichert³⁹. Besonderes Augenmerk sollen die Visitatoren laut der diesbezüglichen Instruktion der Casimiriana und der Kirchenordnung Kurfürst Augusts aber auch dem Buchbesitz der Gemeinden widmen: „Nach dem in Kirchen besondere Bücher verordnet / auch an etlichen Orten durch die Collatores darzu erkaufft / oder von frommen Christen verehret werden / sollen die verordneten Visitatores jederzeit fleissig Nachfrag haben / darmit dieselben nicht davon kommen / sondern vermöge des Inventarij den nachfolgenden Pfarrern auch zu gute bleiben mögen“⁴⁰.

Bücher waren Kostbarkeiten. Zum Alltag der Visitatoren in der zweiten Hälfte des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts gehörte es darum, im kirchlichen Bücherschrank nur ein paar wenige Drucke anzutreffen. Die im Jahre 1562 visitierte Gemeinde im sächsischen Rückmarsdorf z.B. besaß „Das alte und neue Testament[,] Hauspostill D. Martini Lutheri[,] Locos communes Philippi in quarto[,] Psalterium[,] Die Augsburgischen [!] Confession mit der Apologia“⁴¹. Diese Bibliothek war für die damals auf dem Lande herrschenden Verhältnisse schon sehr gut sortiert. Nicht wenige Gemeinden noch im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts besaßen nicht einmal eine Luther-Bibel.

Umso größer war die Aufmerksamkeit, die man auf seiten der Visitatoren bezüglich der Wahrung des kirchlichen Buchbesitzes erwartete. Ausschlaggebend für diese Art der Sensibilität war nicht zuletzt die nachhaltig wirken-

³⁸ Vgl. Uwe Czubatynski: *Armara Ecclesiae. Studien zur Geschichte des kirchlichen Bibliothekswesens* (Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft der Archive und Bibliotheken in der evangelischen Kirche 24; Veröffentlichungen des Evangelischen Zentralarchivs in Berlin 6), Neustadt/Aisch 1998, S. 108–113 u.ö.

³⁹ Vgl. Berbig: *Visitationswerk* (wie Anm. 5), S. 9.

⁴⁰ Ordnung (wie Anm. 8), S. 226. Vgl. *Kirchenordnungen* (wie Anm. 6) I,1, S. 455.

⁴¹ Die Protokolle der Kirchenvisitation im Stift Merseburg von 1562 und 1578, bearb. von Walter Friedensburg (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und des Freistaates Anhalt NR 11), Magdeburg 1931, S. 291.

de Aufforderung Luthers, die er in seiner programmatischen Schrift „An die Ratsherren aller Städte deutsches Landes, dass sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen“ (1524) artikuliert hatte. Hier hatte Luther dazu aufgerufen, Bibliotheken zu gründen. Hiermit – so der Reformator – würden nicht nur Keimzellen der Bildung und Institutionen der Literatur- und Informationsversorgung geschaffen. Vielmehr ergibt sich die Hochschätzung der Institution „Bibliothek“ aus Luthers Schrift- und Predigtverständnis, ist also genuin theologisch motiviert und Ausdruck des Zentrums seiner Theologie. Der Glaube wird nach Luther (Röm 10,17 zufolge) durch die mündliche Predigt des Evangeliums gestiftet. Der Heilige Geist bindet sich an das gepredigte und geschriebene Wort. Weil es der Geist an sich hat, nicht rein innerlich zu wirken, sondern sich zu entäußern und verbal zu äußern, erfährt bei Luther konsequenterweise auch das geschriebene und gedruckte Wort eine deutliche Aufwertung. Das Wort Gottes muss „getrieben“, d. h. gepredigt und ausgelegt werden. Die Ergebnisse aber dieser Prozesse finden ihren Niederschlag im Druck und damit in Bibliotheken, die letztendlich Organe der Artikulation des Evangeliums und der Künste (*artes*) sind. „Ist auch das wol zu bedencken / allen den yeningen so lieb vnd lust haben / das solche schulen vnd sprachen ynn Deutschen landen auffgericht vnd erhalten werden / das man fleys vnd koste nicht spare / gutte librareyen odder bücher heuser / sonderlich ynn den grossen stedten / die solichs wol vermügen / zuuerschaffen. Denn so das Euangelion vnd allerley kunst soll bleyben / mus es yhe ynn bücher vnd schriffte verfasst vnd angebunden seyn“⁴².

Teil der Verantwortung im Hinblick auf das Bildungswesen insgesamt und bezüglich der Verkündigung des Evangeliums ist es daher, „das auch die guten bücher behallten vnd nicht verloren werden sampt der kunst vnd sprachen / so wyr itzt von Gottis gnaden haben“⁴³. Die reformatorische Hochschätzung des biblischen Buchstabens zieht nicht nur eine Intensivierung und Professionalisierung auf dem Gebiet der Philologie nach sich. Vielmehr sind die Ehrfurcht vor dem Buch und nicht zuletzt auch vor von früheren Generationen gesammelten Bibliotheken letztlich ebenfalls Konkretionen des Lutherschen Prinzips „*sola scriptura*“. Die in den meisten Visitationsinstruktionen zu findende Maßgabe, insbesondere die Wahrung des kirchlichen Buchbesitzes zu überwachen, hat demnach nicht nur mit der Zielsetzung zu tun, das kirchliche Eigentum sowie die geistige Infrastruktur zu schützen, sondern ist letztlich genuin theologisch motiviert. Wenn die Kirche des Wortes sich heute ihrer historischen Buchbestände entledigt,

⁴² Martin Luther: Werke in Auswahl, hrsg. von Otto Clemen, Bd. 2, Berlin 1950, S. 460, 15–21.

⁴³ Ebd., S. 460, 24f.

dann lässt dies tief blicken, zeigt zudem, dass sie von dem soeben skizzierten theologischen Sachverhalt wenig begriffen hat und der geistliche Bankrott nicht mehr fern ist.

Johann Olearius definiert in seiner berühmten Rede „DE BIBLIOTHECIS, EARUMQUE ORIGINE, NECESSitate & usu“ (1615) die Bibliothek zunächst allgemein als einen Aufbewahrungsort von Büchern. „Quid enim aliud est Bibliotheca, quam repositorium librorum, vel domus locusvè servandis voluminibus idoneus“⁴⁴. Ein frühes prominentes Beispiel für eine geistliche Büchersammlung und Bibliothek, ist, so Olearius, die Bundeslade, die u. a. die Gesetzestafeln enthielt⁴⁵. Das hohe Ansehen, das Bibliotheken nach Olearius genießen, hat damit zu tun, dass auch der Kanon der alt- und neutestamentlichen Bücher nichts anderes ist als eine Bibliothek. „Sic veteris novique Testamenti corpus [...] vocari posset Bibliotheca Prophetorum & Apostolicorum librorum“⁴⁶. Aber nicht nur geistlichen Büchern kommt eine hohe, göttliche Würde zu, sondern auch denjenigen, die die weltlichen artes traktieren. Denn das Buch ist ein von Gott gestiftetes Medium, ein „instrumentum divinitus inventum“⁴⁷, das der Erinnerungskultur und der Vermittlung von Bildung dient. Das Buch ist „organon“ aller Lehren und Künste, sowohl der göttlichen als auch der menschlichen, ein stummer Lehrer („Mutus Magister“), der von jedem, der des Lesens kundig ist, zum Sprechen gebracht werden kann⁴⁸. Auch Luther ist der Überzeugung, dass das Buch eine göttliche Erfindung ist. Vor dem Sündenfall sind nach Luther keine Bücher notwendig gewesen, weil die Menschen ihre Unterrichtung in geistlichen Dingen, ohne zu irren, aus dem Buch der Natur abnehmen konnten. „Adam durfft kein buch, quia habebat librum naturae“⁴⁹. Überhaupt ist nach Luther die Tatsache, „das wir müssen bücher haben“⁵⁰, eine infralapsa-

⁴⁴ Johann Olearius: ORATIO DE BIBLIOTHECIS, EARUMQUE ORIGINE, NECESSitate & usu, HABITA IN INCLYTA SCHOLA Halensi inter primordia Novi operis: & nunc demum, certis de caussis, in lucem edita, Halle/S. 1615 (Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel Ba 572 [unvollständig]), fol. B 3v.

⁴⁵ Ebd., fol. B 4r.

⁴⁶ Ebd., fol. B 3v.

⁴⁷ Ebd.

⁴⁸ Vgl. ebd.: „Liber igitur organon est doctrinae, artium, & sapientiae, tam divinae, quam humanae: Mutus Magister, quem lector legendi peritus, facere potest vocalem: testis temporum, memoria vitae, vita memoriae: rationis & orationis, duorum excellentissimorum hominis ornamentorum praecipuum adjumentum.“

⁴⁹ WA.TR 5,88,11f (Nr. 5359). Vgl. auch WA 42,80,3–7 und dazu Holger Flachmann: Martin Luther und das Buch. Eine historische Studie zur Bedeutung des Buches im Handeln und Denken des Reformators (Spätmittelalter und Reformation NR 8), Tübingen 1996, S. 282: „Demnach sind Papier, Tinte, Schreibfeder und eine Unmenge von Büchern Charakteristika der verlorenen Unschuld des Menschen und des Sündenstandes.“

⁵⁰ WA 24,155,25.

rische Erscheinung und „ein gros zeichen der gebrechlichkeit und böses verstands und gedechtnis der natur“⁵¹. Das Medium „Buch“ ist somit eine erst nach dem lapsus Adae notwendig gewordene Sache, die dem sündigen Menschen dabei behilflich ist, in einem mühsamen Prozess der Aneignung und des nicht immer nur lustvollen, sondern auch schmerzvollen Lernens wenigstens Teile der Beeinträchtigung der Geistes- und Seelenkräfte wettzumachen, die der Sündenfall nach sich gezogen hat. Gott stiftet Schrift und Buch, um dem gefallen Menschen einen Weg zu weisen, wie er seiner höchst dürftigen memoria sowie seiner irrenden mens aufhelfen und seinen in geistlichen Dingen verfinsterten Verstand schärfen kann.

3. Zukunftsperspektiven

In Stuttgart hat das Landeskirchliche Archiv eine ehemalige Druckerei angekauft. Hier ist genug Raum, um denjenigen Kirchenbibliotheken, die vor Ort nicht mehr betreut werden können, eine sachgerechte Aufbewahrung angedeihen zu lassen, sie zu erschließen und der Benutzung zugänglich zu machen. Die hier zentralisierten Ensembles werden nicht zerschlagen, sondern als gewachsene Einheiten aufgestellt und erschlossen. Eine „Dubletten“-Aussonderung findet nicht statt, schon darum, weil es bezüglich der frühneuzeitlichen Drucke Dubletten nicht gibt, sondern jeder Druck aufgrund von Provenienz, Besitzvermerken, Anstreichungen und marginalen Bemerkungen seinen eigenen, ebenfalls gewachsenen Charakter besitzt – so wie die jeweiligen Sammlungen organische Einheiten bilden und von Unverwechselbarkeit geprägt sind. Zudem ist es in Bezug auf die Erforschung der Kirchenbibliotheken unabdingbar, verlässliche Quellen darüber zu haben, welche Werke häufig und welche seltener angeschafft wurden. Doch Stuttgart ist keineswegs ein Einzelfall. Vielmehr wird im Domstiftsarchiv Brandenburg ähnlich verfahren.

Es ist allerhöchste Zeit, dass die Kirchen nicht nur ihre kulturhistorische Verantwortung (z. B. anlässlich von Jubiläen und Ausstellungen) beteuern, sondern begreifen, dass dies auch Konsequenzen haben muss bezüglich des Umgangs mit ihrem historischen Buchbesitz. Die Kirche wird eine Antwort auf die Frage, wie sie mit ihren historischen Buchschätzen in Zukunft umzugehen gedenkt und wo diese einer sachgerechten Aufbewahrung zugeführt werden sollen, nicht schuldig bleiben können. Es bedarf dringend eines übergreifenden Zukunftskonzeptes bezüglich der Wahrung und Erschließung dieser Art von kulturellem Erbe – und zwar überregional und

⁵¹ WA 24,155,24f.

über die einzelnen landeskirchlichen Kontexte hinausgehend. Hier ist vor allem die EKD aufgefordert, ein Konzept vorzulegen.

Wenn eine Möglichkeit gefunden werden könnte, eine Bibliothek der EKD für historische Buchbestände (etwa in Wittenberg) einzurichten und den Landeskirchen eine Selbstverpflichtung abzurufen, vor Ort nicht mehr – aus welchen Gründen auch immer – zu haltende Bestände entweder an die jeweilige landeskirchliche Bibliothek oder an die EKD-Zentralbibliothek abzugeben, wäre allen Seiten gedient: Den Landeskirchen, der EKD und der Wissenschaft. Absoluter Vorrang gebührt dem Erhalt der kirchlichen Buchschätze an Ort und Stelle, dort also, wo sie meist ihren ursprünglichen bzw. historisch gewordenen Sitz im Leben haben. Gleichwohl muss darüber nachgedacht werden, eine Auffangmöglichkeit zu schaffen für solche Kirchenbibliotheken, die vor Ort nicht gepflegt und benutzt werden können. Gelänge es, eine Stiftung ins Leben zu rufen, eine EKD-Zentralbibliothek für historische Buchbestände zu gründen und diese mit einer – dem Vernehmen nach – ohnehin projektierten Forschungsstätte in Wittenberg institutionell zu verklammern, wäre in der Tat eine zukunftsweisende Entwicklung in Gang gesetzt. Denkbar wäre auch, eine solche EKD-Bibliothek dezentral zu organisieren, so wie dies etwa mit dem Bundesarchiv der Fall ist, das mehrere Standorte hat und somit ein Spiegel der föderalen Struktur der Bundesrepublik ist.

Was die mittelfristige Planung jedoch angeht, ist eines weitaus dringlicher. Die Nordelbische Kirche - und andernorts wird dies ähnlich sein – hat einen nur höchst fragmentarischen Überblick über die historischen Buchbestände, die in der Landeskirche zerstreut vorhanden sind. Der erste Schritt müsste sein, empirisch-statistisch zu erheben, wo welche Bestände wie aufbewahrt werden. Das probate Mittel für die Erhebung dieser Daten ist – dies lehrt die Historie – die Kirchenvisitation. Wohl möglich, dass auf diesem Wege auch die weitenteils vernachlässigte und außer Brauch geratene Institution der Visitation zu neuen Ehren kommt. Das wäre kein Fehler. Denn die Kirchenvisitation, nicht die Kirchenverwaltung ist der eigentliche und ursprünglich-reformatorische Modus der Kirchenleitung.

Aus historischer und theologischer Sicht ist das kirchliche Bibliothekswesen nicht ein Arbeitsschwerpunkt unter anderen. Gewiss werden, gerade in näherer Zukunft, angesichts der prekären Finanzsituation der Kirchen Prioritäten gesetzt werden müssen. Die Kirche wird nicht umhin können, sich auf ihre ursprünglichen Kernaufgaben zu besinnen und sich auf dieselben stärker zu konzentrieren: auf Predigt, Seelsorge, Unterricht, Diakonie. Es ist selbstverständlich, dass in der Kirche des Wortes die Bibliotheken unbedingt zu den Kernaufgaben gerechnet werden müssen.